

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 13 (1929)
Heft: 7-8

Artikel: Kreuz und quer im Welschland
Autor: Blocher, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419659>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. U. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Veranstaltung: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Glück & Cie., Bern.

Kreuz und quer im Welschland.

Die welsche Schweiz, die amtlich mit der Stadt Freiburg beginnt, ist genau genommen, d. h. nach dem Stand ihrer Einwohnerzahl, ein recht gemischtsprachiges Land, das nur amtlich und geschäftlich als rein französisches Sprachgebiet behandelt wird, ungefähr umgekehrt wie die deutsche Schweiz. Diese ist, nach dem Stand ihrer Bevölkerung, bedeutend weniger gemischt, wird jedoch amtlich und geschäftlich weitgehend wie ein mehrsprachiges Gebiet behandelt*). Man kann in Zürich tagelang — wenn man sich nicht gerade an die Bahnhofstrasse und andere Treffpunkte internationalen Treibens begibt — umhergehen, ohne ein Wort französisch zu hören (italienisch freilich eher!), und doch findet man überall, von der Hauptpost bis zu manchmal wenig wichtigen Geschäftsräumen, fremdsprachige Aufschriften. In Lausanne ist alles rein französisch angeschrieben, aber man wird kaum einige Stunden umhergehen können, ohne daß man schweizerdeutsch sprechen hört. Man könnte sagen: Die ganze französische Schweiz ist eigentlich so etwas wie ein gemischter Grenzgürtel, der sich zwischen Frankreich und das deutsche Mitteleuropa schiebt, wobei jedoch ein stillschweigendes (und doch so beredtes!) Ueberkommen aller festsetzt, daß die Sprache der Eingewanderten nicht im öffentlichen Leben Fuß fassen dürfe. Wäre man darin nicht einig, so könnte unser Welschland seinen Sprachenkampf haben so gut wie Oberschlesien oder Flandern. Dem Reisenden fällt die Sprachmischung am meisten auf, weil ihm deutsche Schweizer gerade da zahlreich begegnen, wo er am meisten verkehrt: im Gastwirtschaftsgewerbe. In Genf höre ich sogleich beim Verlassen des Schiffes den Mann, der die für mich wichtige Aufschrift auf der Mütze trägt, seinen Nebenmann vom selben Gewerbe auf berndeutsch necken; selbstverständ-

*) Die 3 Kernkantone Waadt, Neuenburg, Genf zählen 68,818 deutsche Einwohner = 11 %, Welschfreiburg 12 %, Welschbern sogar über 18 %, nur das abgelegene Bergland des Unterwallis (5 % Deutsche) scheidet hier aus. Augenfälliger sind die Zahlen einzelner, meist der größeren, Ortschaften: Leyrin und Willisburg (Avenches) sind zu mehr als $\frac{1}{4}$ deutsch besiedelt, Montreux zu $\frac{1}{5}$, Dibis zu 15 %, Lausanne zu 13 %. In Neuenburg (Stadt) und Colombier reicht es auch fast zu $\frac{1}{5}$, Freiburg (Stadt) ist zu mehr als $\frac{1}{5}$ deutsch, Stäffis am See (Estavayer) zu $\frac{1}{5}$. Im Berner Jura haben wir (außer einigen richtigen kleinen Sprachinseln) eine lange Reihe von Gemeinden mit 23, 24, 25, 28, 30, ja 38 und 41 % deutschen Einwohnern. Dazu kommt die Tatsache, daß in der ganzen welschen Schweiz nur ganz kleine und abgelegene Gemeinden ganz ohne einen deutschen Bewohner sind. Daher das waadtländische Sprichwort: Dornen, Disteln und Deutsche findet man überall (Glossaire des Patois de la Suisse romande I, 281).

lich bitte ich ihn nun auf deutsch, sich meines Gepäcks anzunehmen, und im Gasthofs selbst unterhalten sich bei meiner Ankunft der Schalterbeamte und ein Reisender auf hochdeutsch, so daß ich auch hier mein Anliegen bei dem freundlichen Mann, einem Mitteldeutschen, auf deutsch anbringen kann, — sehr zu meinem Vergnügen, denn ich reise nicht, um zu „profitieren“, d. h. um bei Kellnern und Schuhputzern solothurnische oder württembergische Gallizismen zu lernen. Die folgenden Tage bringen mich mit acht weiteren Angestellten des Gasthofs zusammen; einer davon erweist sich als ein Welscher, der willig und mühelos deutsch Bescheid geben kann, die übrigen sind Deutschschweizer. Acht Tage später erlebe ich dasselbe in Sitten: die ganze Bedienung spricht nur mit Gästen französisch. Freilich machen alle diese Leute den Eindruck, als ob sie lieber französisch angerebet würden. Vielleicht weil ihnen doch die unentbehrlichen Redensarten ihres Dienstes auf französisch beigebracht wurden und deshalb geläufiger sind als die deutschen Formeln, vielleicht auch, weil sie Opfer gebracht haben, um bei einem Welschlandaufenthalt „die“ Sprache zu lernen, und nun jedesmal enttäuscht sind, wenn schon wieder jemand deutsch mit ihnen spricht, so daß sie „ja doch nichts lernen“.

Am sonderbarsten ging es mir in Nyon — Neuchâtel sagten die Berner vor Zeiten — in einer Speisewirtschaft. Der dienstbare Geist ergriff beim dritten Sage, den ich französisch an ihn richtete, bestürzt die Flucht, um sich am Schenkstisch einen Dolmetsch zu holen. Ich rief ihn zurück: „Blübed Si nu da, mir verständig enand scho“, womit der Thurgauerin geholfen war. Nachher bemerkte ich, daß auch die andern Mädchen deutsche waren und daß auch von den sämtlichen Gästen, etwa 20 jüngern Arbeitern, nicht ein einziger französisch sprach. Ähnlich später in einem Wirtsgarten desselben Ortes: Tischnachbar und Kellnerin gaben mir geläufig französisch Antwort, sprachen aber nachher unter sich deutsch. Selbstverständlich: diese beiden Häuser lassen weder außen noch innen durch irgend ein aufgemaltes Wort ahnen, daß „Man spricht deutsch.“

Das Französisch dieser Eingewanderten nötigt dem aufmerksamen Hörer nicht gerade Hochachtung ab. Es sind Sprachkrüppel, die meist an der eigenen Sprache Schaden gelitten haben, ehe sie die fremde von fern richtig sprechen können; von ihnen gilt, daß sie tatsächlich „keine Sprache recht können“. Eine Frau, die seit 40 Jahren in Genf mit einem Welschen verheiratet ist, lehnte es bei meinem Besuch mit einem aufgeregten Schrei ab, deutsch mit mir zu sprechen, als ich sie ohne Arg so anredete, wie wir es als Kinder getan hatten, und erzählte ihrem nachher hinzu-

kommenden Mann halb empört, halb belustigt als Sonderbarkeit, ich hätte patois mit ihr sprechen wollen. Aber diese Frau bringt nur selten einen ganzen französischen Satz ohne Fehler heraus, und zwar Fehler des ersten französischen Unterrichtsjahres: le und la gehen bunt durcheinander, Subjonctif unbekannt . . . Dieselbe Beobachtung mache ich an einer ebenfalls seit über 40 Jahren im Welschland wohnenden Großmutter: mit mir spricht sie ein hübsches, aber von oui und non durchsetztes Berner-oberländisch, dazwischen mit Kindern und Enkeln ein erbarungswürdiges Französisch voller ganz grober Fehler. Nebenher besorgen diese Einwanderer, weil ihre Zahl sehr groß ist, noch die Verderbnis des Französischen ihrer welschen Umgebung, und man kann den Aerger welscher Literaturprofessoren über bilinguisme und Sprachverhinderung ein wenig begreifen. Durch das Deutsche sind eigentliche Fehler wie attendre sur quelqu'un in der welschen Schweiz heimisch geworden, vor allem aber Redensarten, die, ohne gerade fehlerhaft zu sein, eben doch nicht echt französisch sind, z. B. aller au lit, statt aller se coucher.

Erfreulich war es mir, an berufener Stelle zu hören, daß in Genf der Eifer zur Erlernung des Deutschen nicht geringer sei als vor dem Kriege; auch heute noch wird in der Volksschule etwas Deutsch gelehrt, und die Politik der letzten 15 Jahre hat kaum den guten Willen dazu herabgesetzt. Bedenkt man die Lage Genfs und seine Bedeutung als Stätte der französischen Gesittung, so wird einem doch deutlich, wie sehr die Schweiz als Bundesstaat dazu beiträgt, über die Sprachgrenze hinüber bis tief in romanisches Kulturgebiet Kenntnis und wohl auch Verständnis deutschen Wesens zu verbreiten. Wir wissen ja gut genug, daß das Umgekehrte erst recht stattfindet, dürfen aber nicht übersehen, daß da ein gewisses Maß von Gegenseitigkeit vorhanden ist. Und zwar ist es die Eidgenossenschaft, die das Deutsche nach Genf bringt: man denke sich Genf vom Schweizerbund, der Ligue Suisse des Hautes Allemagnes, abgelöst, und die deutsche Sprache fände dort gar keine Pflege mehr.

Kleinigkeiten, die den französisch fühlenden unter den Waadtländern (etwa den Leuten um Alfred Lombard und überhaupt der Rundschaft der Gazette de Lausanne) unangenehm in die Augen stechen mögen, weisen darauf hin, daß es überall die Eidgenossenschaft ist, die Spuren vom deutschen Sprachleben in die welsche Schweiz bringt. Der Genfer, der sein Gepäck am Bahnhof zum Aufbewahren abgibt, bekommt dafür einen für alle Stationen der S. B. B. gleichlautenden dreisprachigen Empfangschein, auf dem das Deutsche obenansteht, und mitten unter den gänzlich französischen Anschlagzetteln an der Straßenecke liest er groß „Aufgebot zu den Wiederholungskursen“, darunter dann freilich auch Mise sur pied und Chiamata . . ., wie wir es bei uns in jedem Dorfe sehen. Dicht neben dem Zollposten, den Herr Poincaré ein bißchen widerrechtlich an die Genfer Grenze vorgeschoben hat, — denn hier sind wir in der völkerrechtlich noch nicht beseitigten savoischen Freizone — kann der papageiartig uniformierte Franzose, falls er sich langweilt, Leseübungen machen und Betrachtungen anstellen über das Wort „Zoll“, unter dem ihm die Eidgenossenschaft, artig wie immer, die Uebersetzung Douane gibt: er steht eben an der Grenze eines Landes, wo Französisch sehr geschätzt ist, munter geplaudert und eifrig gepflegt wird und jedes Recht genießt, aber als Sprache einer Minderheit sich mit dem zweiten Platz begnügen muß. Rührend gibt Helvetia sich Mühe, in allem gerecht zu sein. Nur daß sie mit ihren eigenen Kreis-

direktionen zu ringen hat, um ihren Willen durchzusetzen. Z. B. hat die zu einem Viertel oder Drittel deutsche Sprachgrenzstadt Freiburg auf ihrem Bahnhof nur wenige mehrsprachige Aufschriften bekommen, während doch in dem ganz deutschen Basel der Bahnhof durchweg zweisprachig beschrieben ist. Zäh wehrt sich Lausanne für die Schreibung Brigue im Bahndienst. Die Züge fahren jetzt wieder von Basel nach Brigue (selbst am Postdienstwagen steht es so!), nachdem die eidgen. Verwaltung die Schreibung Brig scheinbar durchgesetzt hatte. Der sehr schöne Lausanner Bahnhof kennt natürlich auch keine deutschen Aufschriften; in Zürich haben wir doch wenigstens Sortie und Uscta und einiges andere als Beweis eidgenössischer Gutmütigkeit.

Sehr schön könnte man den Sprachenfrieden der Eidgenossenschaft einem Fremden vorführen, indem man ihn in den Palast führte, wo das Bundesgericht amtiert. Hier ist eine mehrsprachige eidgenössische Insel in dem welschen Lausanne, und jeder Eidgenosse hat die Gewähr, daß er durchaus gleich behandelt wird wie jeder andere. Die Hausangestellten geben jedem Eintretenden Bescheid in der Sprache, in der man sie anredet; die 26 Richter stammen bekanntlich aus den verschiedensten Teilen der Schweiz (sollen es auch nach Art. 107 der Bundesverfassung, der ausdrücklich sagt: bei ihrer Wahl soll darauf Bedacht genommen werden, daß alle drei Nationalsprachen vertreten seien) und sprechen in den Sitzungen jeder in seiner Sprache; die Sprache der Akten, Protokolle und Urteile, die Reden der Anwälte, alles richtet sich ohne Zwang oder Zwängerei, ohne Benachteiligung oder Herausforderung, nach den Bedürfnissen und Wünschen der Beteiligten. Wir dürfen stolz sein auf diese vorbildliche Einrichtung, die dem Schweizer unbedingte Sicherheit vor jeder Benachteiligung in Sprach- und Nationalitätsangelegenheiten bietet. Hier sollten alle obersten Gerichtshöfe und alle Minister der sämtlichen europäischen Staaten einen Besuch von acht Tagen machen.

Es sieht überhaupt nicht darnach aus, als ob wir Schweizer uns so bald wegen unserer verschiedenen Sprachen in die Haare geraten würden. Nicht als Streitgegenstand für sich, sondern als Trägerin andersartiger Gedanken und Lebensanschauungen könnte die Sprache uns Schweizer in feindliche Lager trennen; wenn jemals Deutsch und Welsch ernstlich in Widerstreit geraten, so wird es auf dem Gebiete sozialpolitischer Fragen sein. Unsere deutschschweizerische Stellungnahme zur Arbeiterfrage, zu den sozialen Pflichten und Rechten, wird von der großen Mehrheit im Welschland nicht verstanden. Ueber das, was der Staat, die Gesamtheit und die Wohlhabenden den ums tägliche Brot ringenden und den ans Licht emporstrebenden Massen schuldig sind, denkt man in der deutschen und in der welschen Schweiz verschieden. Hier ist der Scheideweg. Aber ich darf hier nicht über diese Andeutung hinausgehen. Eduard Blocher.

Wortwasser sucht.

Mit diesem malerischen Ausdruck bezeichnet Engel das, was man sonst Neonomasmus nennen zu müssen glaubt. Natürlich eignet sich das Wort nicht als Fachausdruck; dazu ist es wie die Wörter Ueberfülle, Wortüberfluß, Worthäufung schon zu allgemein. Besser sind da Engels „Zweimal sagerei“ und „Doppelschreiberei“, weil sie die Sache genau bezeichnen, in der Endung ein berechtigtes Werturteil enthalten und leicht verständlich sind. Gemeint ist die Verbindung zweier Ausdrücke, von denen